

Festrede zur Verleihung des Franz-Grabner-Preises 2026 von Nava Ebrahimi

Ich kann viele, viele Artikel lesen über die Opioidkrise in den USA, darüber, wie das Unternehmen Purdue Pharma das Schmerzmittel OxyContin in den neunziger Jahren aggressiv auf den Markt drängte, dabei jedoch das hohe Suchtrisiko verheimlichte, und so eine verheerende soziale Katastrophe auslöste, Millionen Abhängige, Hunderttausende Drogentote, unzählige zerstörte Leben. Ich kann verstehen, wie entfesselter Kapitalismus wirkt, an welchen Stellen die staatliche Kontrolle versagt, wie Ärztinnen und Ärzte sich korrumpieren lassen.

Aber die für mich interessanteste Frage bleibt bei alldem offen: Was geht in den Menschen vor, die diese Katastrophe verursachten? Eine Antwort darauf finde ich in keinem Artikel.

Vielleicht keine konkrete Antwort, aber einen Hinweis darauf finde ich im Dokumentarfilm „All the Beauty and the Bloodshed“ von Laura Poitras. Darin begleitet die US-amerikanische Filmemacherin die ebenfalls US-amerikanische Künstlerin und Aktivistin Nan Goldin, die selbst oxycontinabhängig war und fast daran gestorben wäre. Wir alle begleiten Nan Goldin auf ihrer Suche nach Gerechtigkeit für die Opfer der Opioidkrise. Wir sehen sie, andere Betroffene und einen Anwalt bei einer Videokonferenz mit der Inhaberfamilie von Purdue Pharma, den Sacklers. Wir sehen David und Theresa Sacklers Gesichter auf dem Bildschirm, während Eltern erzählen, wie sie ihren toten Kindern fanden, vergeblich versuchten, sie zu reanimieren, und wir hören, wie sie mit der Notrufzentrale telefonierten.

Bei alldem sehen wir David und Theresa Sackler ins Gesicht, wir sehen ihr Unbehagen, ihren Unwillen, wie sie innerlich kämpfen, ihre Rechtfertigungsstrategie aufrechtzuerhalten, jeden Anflug von Verantwortung an der Mauer, die sie um sich herum erbaut haben, abprallen zu lassen.

Wir sehen zwei Sprösslinge eines riesigen Pharmakonzerns, die wir verachten, aber das tritt ab einem gewissen Punkt in den Hintergrund, und in den Vordergrund treten zwei Menschen angesichts einer Schuld, die zu groß ist. Ich sehe es, und ich erfahre es.

Sehen, das heißt auf gewisse Weise den Namen dessen vergessen, was man sieht, schrieb der französische Philosoph Roland Barthes sinngemäß in seinem Essay „Die helle Kammer“. Und so ergeht es mir bei guten Dokumentarfilmen. Was ich sehe, führt mich immer zu einer übergeordneten Erfahrung, zu einer Wahrheit über das Abgebildete hinaus.

Im deutschen Dokumentarfilm „Das Herz von Jenin“ von Markus Vetter und Leon Geller begleite ich den Palästinenser Ismail Khatib, dessen zwölfjähriger Sohn von israelischen Soldaten erschossen wurde, und der eine jüdisch-orthodoxe Familie in Jerusalem besucht, weil eines der Kinder eine Niere seines Sohnes als Spenderorgan in sich trägt. Ich sehe, wie die beiden Väter sich anschweigen, aber dann sehe und erfahre ich vor allem, wie wir Menschen immer wieder die Verbindung suchen, das Seil selbst über die tiefsten Abgründe hinweg nicht reißen lassen können.

Dieses vorsprachliche Erfahren, das ermöglichen uns andere Kunstformen ebenso, jede auf ihre Weise. Die spezielle Kraft der Dokumentarfilmerinnen und Dokumentarfilmer liegt jedoch darin, dass sie mit der Realität arbeiten, mit dem, was Politik, Gesellschaft, was wir hervorgebracht haben, und was man sich nicht ausdenken kann. Sie verdichten diese Realität, inszenieren sie so, dass einzelne Aspekte überdeutlich hervortreten, sie stellen scharf, was der Alltag verwischt, sie schneiden zusammen, was für unsere Wahrnehmung zu weit voneinander entfernt liegt, was unser Verstand von allein nicht zusammenfassen kann.

Wir begeben uns mit der Kamera, mit einer Protagonistin oder einem Protagonisten auf eine Suche, die zu unserer Suche wird, und alles, was der Film erfährt, erfahren

auch wir selbst. Und weil wir diese Erfahrung selbst machen, können wir sie nicht mehr ignorieren. Wir kommen einem guten Dokumentarfilm nicht aus. Nachdem wir ihn gesehen haben, sind wir ein kleines bisschen jemand anderes, als davor.

Genau das macht sie so mächtig. Eine Studie der Universität Regensburg hat das jüngst mit Zahlen belegt. Die Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler untersuchten mehrere Netflix-Dokumentationen über die Skandale börsennotierter Unternehmen – z.B. Volkswagen, Boeing und die Modemarke Abercrombie & Fitch – und analysierten die Kursentwicklung der Aktien. Vor und nach der Veröffentlichung auf der Streamingplattform. Das Ergebnis: Im Schnitt verloren die Aktien innerhalb von drei Monaten etwa 15 Prozent ihres Werts. Bei Abercrombie & Fitch fiel der Kurs nach der Veröffentlichung sogar um 72 Prozent. Interessant ist dabei, dass die allermeisten Fakten vor den Veröffentlichungen auf Netflix längst bekannt waren. Die Skandale an sich waren alt, und die Filme hatten kaum Neues zutage gefördert. Dennoch, die Suggestivkraft der Dokumentationen minderte das Vertrauen in diese Unternehmen, was sich an den Börsen gleich niederschlug.

Nun sind Netflix-Dokus mehr Fließbandware und Unterhaltung als Filmkunst, und die Erkenntnisse, die sie uns ermöglichen, sind meist überschaubar. Dennoch, finde ich, können wir die Ergebnisse der Studie, nämlich letztlich die hohe Suggestivkraft dieser Produktionen, ein Stück weit auf Dokus allgemein übertragen.

Mit dieser Suggestivkraft geht eine Verantwortung einher, und ich wage zu behaupten, dass sich die allermeisten Filmemacherinnen und Filmemacher dessen bewusst sind. Ausgenommen sind natürlich jene, die Werke im Auftrag von Personen und Interessen produzieren, aber diese schließe ich hier aus. Die Verantwortung ist dem Genre inhärent, weil man sich permanent mit dem Verhältnis zwischen Realität und Darstellung beschäftigt, dieses Verhältnis permanent auslotet, kritisch hinterfragt. Und weil man sich permanent mit dem Schutz der Protagonistinnen und Protagonisten befasst. Sie sind echt, sie müssen im echten Leben geradestehen für das, was sie sagen, zeigen, preisgeben. Was für

den Film großartig sein könnte, könnte die Zukunft der Hauptfigur zerstören.

Das gilt generell, aber am deutlichsten zeigt sich das bei Dokus, die in autoritären Regimen, in Iran zum Beispiel entstehen. Zu Beginn des Filmes „All my Sisters“, der dieses Jahr auf der Diagonale läuft, erklärt Regisseur Massoud Bakhshi erst einmal einige Minuten lang, welche Maßnahmen er zum Schutze seiner Protagonistinnen getroffen hat.

Schon das ist Teil der Kunst, und diese Frage liegt letztlich jedem Dokumentarfilm zugrunde; wie wir die Schwächsten ermächtigen und die Mächtigsten schwächen.

Ich gratuliere allen Nominierten und freue mich auf die Filme!